

Eine Geschichte zum Thema "Veränderung"

von Alina Kordick

Es war an einem Montag, einem windigen, stürmischen, verregneten Montag.

Trotz des schlechten Wetters saß ich auf unserer Veranda und band meine Lafschuhe. Ich brauchte Bewegung. Seit Tagen schüttete es und in den Straßen stand das Hochwasser. Die Leute gingen nicht mehr aus dem Haus, außer um schnell zum Auto zu laufen und kurz beim Supermarkt vorbei zu fahren.

Selbst die Nachrichten kannten kein anderes Thema als den Dauerregen.

So begegnete mir auch niemand, als ich auf die Straße trat und loslief. Schnell kam ich in meinen gewohnten Rhythmus und ich genoss das Gefühl zu laufen. In meiner Familie wollte niemand verstehen, was mich daran so faszinierte und ich hatte schon längst aufgegeben, es ihnen zu erklären. Ich fühlte mich dabei so frei wie ein Vogel, als könnte ich jederzeit abheben und zu jedem beliebigen Ort fliegen. Es war dieser Zauber, der mich in seinen Bann schlug und von dem ich nicht genug bekommen konnte.

Nach ein paar Minuten war ich vollkommen durchnässt, doch das war mir egal. An der nächsten Straßenecke bog ich nach links ab Richtung Wald. Die Wohnungen und Gärten wurden immer weniger. Nach kurzer Zeit hatte ich schließlich auch die letzten Häuser hinter mir gelassen.

Meine Füße trommelten gleichmäßig auf den Boden und der Wind blies mir meine Haare aus dem Gesicht. Ehe ich mich versah, war ich auch schon am Ziel. Die kühle Waldluft umfing mich und brachte den Geruch nasser Blätter und von faulendem Laub mit sich. Ich lief langsamer, um auf dem unbefestigten Boden nicht auszurutschen.

Plötzlich schoss der Schmerz wie ein Pfeil in meinen Kopf. Die Bäume um mich herum verschwammen und drehten sich. Tränen rollten mir über die Wangen und vermischten sich mit dem Regen auf meinem Gesicht, bevor sie auf den Boden tropften. Ich fiel auf die Knie und krümmte mich vornüber. Mit meinen Händen umklammerte ich meinen Kopf. Was war das?

Fahrig suchte ich in meinen Taschen nach meinem Handy. Mit zitternden Fingern schaltete ich es ein, um Hilfe zu holen. Kein Akku. Die Anzeige flimmerte über den Bildschirm, bevor er schwarz wurde.

Mist! Was sollte ich nur machen?

Der Schmerz war wie ein Feuer und setzte meinen ganzen Körper in Brand. Überall leckten züngelnde, knisternde Flammen und verbreiteten es.

Ich brannte.

Ein lautloser Schrei kam über meine Lippen, bevor ich sie zusammenpressen konnte. Wimmernd lag ich auf dem Boden und wartete, dass es aufhörte.

Doch es fand kein Ende.

Dann ebte der Schmerz ab, so schnell wie er gekommen war. Ich stand auf und wischte den Dreck notdürftig von meinen Kleidern. Was war passiert?

Ich.

Was? Eine Stimme.

„Hallo, ist da jemand?“ Meine Frage verlor sich zart und leise im Wald. Ich schaute mich nach allen Seiten um, doch hier war niemand.

Das war ich.

„Ich höre eine Stimme.“ Ich schreckte zurück und schüttelte immer wieder den Kopf, als könnte ich so diesen Satz, diese Erkenntnis ungeschehen machen.

Am Besten gewöhnst du dich gleich an diesen Gedanken.

Nein! Das bildete ich mir nur ein. Wenn ich jetzt nach Hause ging, wäre alles wieder in Ordnung und ich würde über meine lebhaftige Fantasie lachen können.

Nichts ist in Ordnung, Kelly.

Ich setzte mich in Bewegung. Ich wollte davonlaufen, alles verdrängen und vergessen.

Komm! Komm zu mir, Mädchen,

Ich ging schneller, rannte schon fast. Ich musste die Stimme loswerden. Doch wie wurde man eine Stimme los, die nur in der Vorstellung existierte?

Du brauchst dich vor mir nicht zu fürchten.

Ich zwang mich, ruhig zu atmen. Einatmen. Ausatmen. Ich musste mich konzentrieren und einen Ausweg finden. Meine Mutter sagte immer, selbst wenn ein Problem noch so groß ist und man glaubt, es gibt keinen Ausweg, findet sich eine Lösung; man darf nur nicht aufgeben. Sonst gibt man sich selbst auf.

Süße, es gibt aber leider keinen Ausweg.

Ich durfte jetzt nicht in Panik verfallen. Äste peitschten und zerkratzten mir Gesicht und Arme. Ich stolperte über eine Wurzel, aber ich konnte mich gerade noch abfangen, bevor ich auf den Boden fiel.

Lauf, lauf mein Mädchen! So schnell du auch rennst, du kannst mir nicht entkommen!

Mein Herz schlug in einem schnellen Stakkato. Bumm, bumm, bumm. Wurde ich wahnsinnig? Drehte ich durch? Ich hatte Angst vor einer körperlosen Stimme, so ungern ich es mir auch eingestehen wollte.

Hahaha.

Das Lachen jagte mir eiskalte Schauer über den Rücken und ich fing unkontrollierbar an zu zittern. Mühsam setzte ich einen Fuß vor den anderen, um dann doch einzusehen, dass es nichts brachte. Wie konnte ich einer körperlosen Stimme davonlaufen?

Du hast vollkommen Recht, Kleine.

Du bist verrückt. Irre. Wahnsinnig.

Immer wieder sagte ich mir diese Worte vor, bis ich schließlich auf die Knie fiel und anfing zu schluchzen.

Ich war ein Fall für die Psychiatrie.

Ich kauerte mich auf den Boden zusammen, in das welke Laub. Meine von der Kälte tauben Finger krallten sich in die kalte Erde, um Halt zu suchen, den sie dort doch nicht fanden.

Ich weinte so lange, bis keine Tränen mehr kommen wollten; im Hintergrund hörte ich noch immer das Lachen, das mich verspottete.

Hahaha.

„Kelly?“

Ich blinzelte in das grelle Licht. Langsam gewöhnten sich meine Augen an die plötzliche Helligkeit und ich konnte ein Mädchen mit einer Taschenlampe über mir ausmachen. Als sie merkte, dass sie mich blendete, schwang sie den Strahl über den Waldboden von mir weg. Endlich konnte ich sie als meine beste Freundin Rebecca erkennen. „Mensch, Kelly, wir suchen schon eine Ewigkeit nach dir. Deine Eltern haben sich wahnsinnige Sorgen um dich gemacht und ein ganzer Suchtrupp durchkämmt seit einer Stunde den Wald. Was hast du dir nur dabei gedacht?“

Gar nichts.

Die Stimme. Mein persönlicher Dämon.

Netter Spitzname.

Ich zuckte zusammen. Einen kurzen Moment hatte ich sie vergessen und mich der Illusion hingeeben, sie wäre plötzlich wie durch ein Wunder verschwunden. Der Schock lähmte mich und ich brachte kein Wort heraus.

„Kelly?“

Schätzchen, wie erklärst du es ihr?

Ich konnte es ihr nicht sagen. Ich konnte es niemanden sagen. Sie würden mich in die Psychiatrie einliefern lassen und man würde mir Tabletten verschreiben. Therapiestunden, endlose Gespräche, die ins Nirgendwo führten, und andere Verrückte.

Das war alles zu viel für mich. Ich fing hemmungslos an zu schluchzen.

„Pssst, alles ist gut.“ Beruhigend strich mir Rebecca über den Rücken.

Nichts war in Ordnung. Ich war verrückt, wahnsinnig.

Stimmt, Süße.

„Bald kommen deine Eltern und bringen dich nach Hause. Alles ist gut.“

Wie sollte ich so jemals ein normales Leben führen?

Ich fiel in Ohnmacht.

Guten Morgen, Kelly. Gut geschlafen?

Ich zog mir meine Bettdecke über den Kopf, als ich merkte, dass die Stimme nicht meiner Mutter gehörte.

Nein.

Doch.

Verzweifelt suchte ich nach einem Ausweg. Was sollte ich bloß tun? Wer konnte mir helfen? Wem konnte ich vertrauen? Wie verschwand diese Stimme?

Überhaupt nicht.

Halt die Klappe.

So wirst du mich nicht los.

Hau ab!

Was würde deine Mutter nur zu so einem Ton sagen?

Nein! Ich wollte weinen, doch es kamen keine Tränen. Anscheinend hatte ich meinen ganzen Vorrat gestern verbraucht. Ich vergrub meinen Kopf im Kissen, sperrte die ganze Welt aus.

Außer mich.

Eine einzige Träne rollte über meine Wange, tropfte auf das Bett und hinterließ dort einen kleinen, nassen Fleck.

Ich musste es jemanden sagen, sonst drehte ich noch durch. Drei Wochen waren seit meinem Ausbruch im Wald vergangen, drei endlos lange Wochen, und ich konnte nicht mehr. Ich hatte keine Kraft. Jedes meiner Worte wurde von meinem Dämon kommentiert und ich konnte kein normales Gespräch mehr führen. Die Last meines Geheimnisses lag schwer auf meinen Schultern und drohte mich zu erdrücken.

Ich nahm mir vor, es Rebecca zu sagen. Sie war meine beste Freundin, seit der ersten Klasse. Sie würde mich nicht verpetzen; sie würde mir helfen den Dämon zu vernichten.

In der Mittagspause in der Schule suchte ich die ganze Cafeteria nach ihr ab, bis ich sie schließlich an einem kleinen Ecktisch am Fenster fand. „Hallo, Kelly. Setz dich doch zu mir.“ Rebecca klang fröhlich; sie ahnte noch nicht, dass sie mit einer Verrückten befreundet war. „Ich muss mit dir unter vier Augen reden. Bitte.“

Du klingst so, als würdest du dir den Weg zu deinem Grab schaufeln.

Und genau so fühlte ich mich. Nur mühsam konnte ich mich beherrschen, nicht auf dem Absatz kehrtzumachen und einfach vor dem Problem davonzulaufen. Doch das brachte nichts.

Du lernst schnell, Kleine.

Wortlos packte mich Rebecca am Arm und zog mich hinter sich her durch die Gänge. Links, rechts, an der Bibliothek vorbei, wieder links. Schließlich standen wir vor den Mädchentoiletten im hintersten Teil der Schule. Defekt. Die roten Buchstaben auf dem Schild an der Tür warnten jeden vor dem Betreten. Der perfekte Ort zum Reden. Kurz fragte ich mich eifersüchtig, was Rebecca mir noch alles verheimlichte; von diesem Platz hatte ich nichts gewusst. Doch der Gedanke verflog, so schnell wie er gekommen war. Wir traten ein. Noch zögerte ich, doch auf Rebeccas „Na los, spuck's schon aus!“ hin, begann ich zu erzählen. Die ganze Zeit zitterten meine Hände und ich bekam kaum Luft. „Das war alles“, endete ich.

Entsetzt starrte meine beste Freundin mich an. Abscheu sah ich auf ihrem Gesicht.

Beste Freundin? Bist du dir sicher?

Nein, jetzt nicht mehr. Panisch griff ich nach ihrer Hand. Ich brauchte sie. Sie durfte mich nicht allein mit meinem Dämon lassen. Ich brauchte Hilfe!

Angewidert schüttelte Rebecca mich ab. „Eine Stimme? Dann gehörst du in die Psychiatrie. Du bist schizophren. Verrückt. Irre. Wahnsinnig. Ich will nichts mit dir zu tun haben. Was würden die Anderen von mir denken? Ich und die Verrückte?“ Scharf wie ein Messer

schnitten ihre Worte durch mich hindurch und rissen eine Wunde in mein Herz. Nein, das durfte nicht wahr sein. Ich wollte es nicht wahr haben.

„Bitte, lass mich nicht allein. Hilf mir. Bitte!“, flehte ich. Ich sank auf die Knie, doch dieses Mal weinte ich nicht. Ich konnte nicht mehr. Nein.

„Dann versprich mir, es niemanden zu sagen.“ Rebecca drehte sich bei diesen Worten um. Sie musste etwas in meinem Blick bemerkt haben, etwas von der alten Kelly. „Gut, aber nur, weil du es bist“, spuckte sie mir die Worte ins Gesicht. Dann war sie weg, verschwunden aus meinem Leben.

Vielleicht ist es besser so.

Geh! Lass mich in Ruhe. Du hast mir das alles eingebrockt; du hast mein Leben zerstört!

Irgendwann hättest du auch so erfahren, wer Rebecca in Wirklichkeit ist.

Ich fragte mich, wie gut ich meine beste Freundin gekannt hatte. Hatte sie mir jemals wirklich geholfen?

Nein.

Nun kamen die Tränen doch, aber nicht aus Verzweiflung; es waren die Tränen der Enttäuschung. Was konnte ich noch alles ertragen, bevor ich endgültig zusammenbrach? Die Pausenklingel unterbrach meine Gedanken und forderte mich auf, in mein Klassenzimmer zu gehen. Auf zitterigen Knie stand ich in der Mädchentoilette, um mich herum alte Eimer und Lappen, Besen und Putzmittel. Schlampe!, hatte jemand quer über die Wand geschrieben.

Ich wollte nicht in die Psychiatrie. Nein!

Und wenn ich es beendete?

Wenn ich einen Schlusstrich unter alles zog?

Hatte ich etwas zu verlieren?

Nein.

Warum es dann nicht einfach beenden?

Dem Leben ein Ende setzen.

Ich schauderte vor diesem Gedanken. Er klang schrecklich, grauenhaft.

Und doch so verlockend.

Das darfst du nicht tun! Nein!

Mein Dämon klang genauso verzweifelt, wie ich mich fühlte.

Du hörst eine Stimme. Na und? Vielleicht musst du nur deine Einstellung ändern. Was ist daran so schlimm? Vielleicht können wir ja auch Freunde werden?

Wieder und wieder ging ich die Worte im Kopf durch. Rebecca hätte dies sagen sollen. Sie hätte mich ermutigen sollen; sie hätte jemand sein sollen, auf den ich mich auch in dieser Situation stützen konnte.

Aber Rebecca war keine gute Freundin.

Bitte, höre auf mich. Das wollte ich alles nicht. Ich habe dir Angst gemacht. Ich weiß. Verzeih mir! Es tut mir so leid. Ich habe einen Fehler gemacht. Dabei möchte ich dir doch nur helfen, dir beistehen, dich beschützen. Entschuldigung!

Und in diesem Moment erlaubte ich mir zu hoffen. Ich glaubte der Stimme.

Vielleicht hatte mein Dämon recht. Vielleicht würde alles wieder gut werden. Vielleicht.

Später wurde mir einiges klar: Mein kleiner Dämon hatte mir geholfen, als ich auf meine beste Freundin nicht zählen konnte. Er war für mich da gewesen, als ich ihn gebraucht hatte.

Irgendwann begann ich, die Stimme zu mögen, vielleicht sogar zu lieben.

Meinen Engel.

Rebecca hielt ihr Wort. Doch niemals könnte sie das rückgängig machen, was sie mir angetan hatte. Und das wusste sie auch. Sie ging mir aus dem Weg und das war mir auch recht so. Unsere Wege hatten sich getrennt.

Und die Stimme? Sie war meine beste Freundin geworden und immer bei mir. Eigentlich wünschte ich jedem so einen Engel.

Seinen persönlichen, kleinen Engel.

Ende